

## **Wilhelm Bartsch**

*von Michael Kleeberg*

Dies ist das erste Mal, daß ich über Gedichte schreibe.

Und im Versuch zu begreifen, warum gerade die von Wilhelm Bartsch mich dazu veranlassen, mußte ich mir erst einmal darüber klar werden, was es überhaupt ist, das mich bestimmte Gedichte lieben, viele andere nach einem Satz teilnahmslos weglegen läßt.

Viele zeitgenössische Gedichte drehen einem sprachlich den Rücken zu, sind spröde, unmusikalisch, prosaisch und wollen dem Leser offensichtlich auch auf mehrmaliges Klopfen und Klingeln hin ihr Haus nicht öffnen. Dem späten Paul Celan hat man häufig seine unverständlichen Begriffe vorgeworfen, worauf er mit der kühlen Entgegnung reagierte, all diese Worte, die man nicht kapiere, stünden im Wörterbuch und man könne sie nachschlagen. Natürlich hatte er recht, und was an kryptischen Bildern oder an Sampling aus poesiefernen Gefilden in die moderne Lyrik Eingang findet, hat seine vollste Berechtigung.

Man kann heute nicht mehr wie Mörike schreiben, in erster Linie deshalb, weil die Welt, auf die auch der Lyriker reagiert, eine völlig andere geworden ist. Und ähnlich wie die Dissonanz und die Atonalität zwangsweise in die Musik, die Abstraktion in die Malerei Einzug halten mußten, haben sie das auch in die verdichtetste, die musikalischste Literaturgattung, das Gedicht getan.

Unleugbar ist aber auch, daß das Problem der gegenwärtigen Lyrik das des kleist'schen Marionettentheaters ist. Wie geht es nach der Erkenntnis (des Schreckens und des Chaos unserer Zeit) und der Unmöglichkeit banaler Harmonie nicht etwa retour, sondern vorwärts zur neuen Expressivität (des lyrischen Ausdrucks)? Hier, wo die Transformation des dichterischen Ausdrucks zum tiefen Eindruck des Lesers geschehen muß, ist der Ort, wo Kunst stattfindet oder eben nicht.

Es führt aber kein Weg zur unverstellten Empfindung, es sei denn durch das Wurmloch des epiphanischen Bildes, der magischen Zeile, die den Leser durch Galaxien des schal gewordenen, der Verbote und des Wusts der Theorien hindurch direkt ins eigene Herz katapultiert.

Betrachte ich mir die ersten Zeilen einer willkürlichen Auswahl einiger meiner Lieblingsgedichte, dann stelle ich fest, daß sie alle, so unterschiedlich sie sind, dieses Evokationspotential besitzen, das mich wie der Schlag eines Zenmeisters weckt und eine Wandlung des Zustands (erhöhte Konzentration, veränderte Gemütslage) bewirkt, und das ich mangels eines besseren Wortes „Magie“ nenne.

„Kindheit – da hab ich den Pirol geliebt“ (Johannes Bobrowski)

„C'était au beau milieu de notre tragédie“ (Louis Aragon)

„Ich rede zu dir nach Jahren des Schweigens, mein Sohn. Es gibt kein Verona.“ (Czeslaw Milosz)

„in Just – spring when the world is mud-luscious“ (E.E. Cummings)

“While my hair was still cut straight across my forehead I played about the front gate, pulling flowers.” (Ezra Pound)

Für alle diese Zeilen gilt entweder: Sie rufen etwas wach, sie lassen mich etwas Inexistentes plötzlich erblicken, oder sie erlauben mir, etwas Vages von allen Seiten ausgeleuchtet zu sehen.

Und genau hier liegt der Grund dafür, warum Wilhelm Bartschs Gedichte mir so gefallen: Es ist, um es mit einem Wort zu sagen, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist, ihre Schönheit, die mich betört.

Was heißt aber Schönheit in einem modernen Gedicht? Mangels einer Handlung oder einer Figurenkonstellation muß es das musikalische Thema sein, übertragen aufs literarische das Zusammenspiel von Sprachmelodik, Rhythmus und Anschauung, das mich ködert, und woraus die Magie entsteht.

Epiphanische Zeilen, diese Wasserzeichen großer Dichtkunst, zeichnen auch die Lyrik Wilhelm Bartschs aus:

„Mäandre im Flammentraum durchs Mahlwerk Stadt.“

„Seine weißen Augen suchen froh das Unsichtbare.“

„Müde Liebe, wie im Brachfeld die Lerche, so schlafe.“

Das wunderbare Gedicht mit dieser Anfangszeile will ich in Gänze zitieren, auch weil seine Fähigkeit zum Du so selten vorkommt in unserer Lyrik der „Leere und des gezeichneten Ichs“:

Fünftes Nachtstück

Müde Liebe, wie im Brachfeld die Lerche, so schlafe.

Schlaf, wie dem Hecht, schräg im Schilf, plötzlich voll  
Mond ist der Blick.

Schlaf, wie ein somalischer Fischer an Sonne und Ruder

Einbeinig lehnt und schläft, daß ihn ein Windhauch  
bewegt.

Mulde werden wir sein einander, umfangendes Wasser,

Wiegendes Ruder dem Traum, einer des anderen  
Schlaf.

Man glaube aber nicht, daß diese Idylle typisch sei für Bartsch. Im allgemeinen herrscht in seinen gesammelten Gedichte aus 28 Jahren, die jetzt unter dem Titel „Geisterbahn“ erschienen sind, eine dunklere Metaphorik, ein getriebenerer Rhythmus, und die sprachliche Flora kennt Yggdrasil, die nordische Weltesche genauer als arkadische Olivenbäume.

In den biografischen Verlagsangaben über den 1950 in Eberswalde Geborenen steht der unnachahmlich hübsche Satz: „Abitur mit Ausbildung zum Rinderzüchter“. Daß seine Dichtung sich aus tieferen und kräftigeren Erfahrungsquellen als germanistischen Seminaren nährt, deutet der Klappentext an, der neben einem Philosophiestudium Jobs als Rotationsarbeiter und Postfacharbeiter erwähnt, aber es sind die Gedichte selbst, die ein gewaltiges Spektrum an Erlittenem und Gedachtem abdecken, von philosophischen Reflexionen über Aneignungen germanischer und christlicher Mythologie bis zur Natur und Kunstbetrachtung.

Ich habe das Gefühl, kein in der DDR sozialisierter Dichter kann den leichten Rauchgeruch aus Brechts Räucherkerze so ganz ablegen, auch Bartsch nicht. Ein anderes DDR-Erbe, das Derbe, den rauhen Kraftkerl-Ton, der auch Wolf Biermann kennzeichnet, nutzt Bartsch oft ironisch als Palimpsest auf antiken Mustern wie im Gedicht über die Venus an der Wurstbude „Thuringia Kallipygia“:

„Klar, Alter! – Syrakus' Vollmond war nichts gegen **den** Hintern“

Ja, manchmal streift er sich die Schiebermütze des Proleten über beim Gang durch die ostdeutsche Provinz, aus der, wie schon Benn wußte, all unsere Kunst kommt. Sie muß aber ein dunkler, ein düsterer Landstrich sein, und das Leben, wie Bartsch es einfängt und kondensiert, muß an der Seele kleben wie schwere Erde an Arbeitsstiefeln. In manchen Gedichten lagert etwas von der tiefen und stumpfen Verzweiflung der Romane Wolfgang Hilbigs. Immer wieder aber auch zieht sich der Dichter mit einer saloppen Wortvolte, mit findigen Verben am eigenen Schopf aus dem Eis der Verhältnisse und des hochkomplizierten Kunstidioms.

Umso bewundernswerter, welch unverzagte, unzerstörte Sensibilität des Auges dann zutage tritt, wenn Bartsch sein nordostdeutsches Niflheim einmal verläßt und in sonnigere, wenn auch nicht friedvollere Gefilde verschlagen wird. Das Gedicht „Die Golanhöhen“ beginnt so:

Wein kriecht lichtübersprüht im schwarzen Geröll,  
in basaltenen Feldgevierten: Schießscharten  
zielen mit Licht auf den ewigen Schnee

Über fast dreißig Jahre hinweg folgt seine Arbeit dem schönen goethe'schen Prinzip, daß die Lyrik ein Tagebuch des gelebten Lebens sein solle, das Fahrtenbuch eines Künstlers, dessen Gabe und Fluch es ist, auf alles, Kunsteindrücke, Reiseerlebnisse, politische Verwerfungen, Freundschaft, Krankheit, Tod und Liebe mit Sprachbildern zu reagieren, die für den Leser die verlorene Zeit bewahren.

„Wir stehen“, heißt es in dem Gedicht „Die Doppelkapelle in Landsberg“

Wir stehen

Auf dem Berg und halten die rauchgeschwärzten

Zerbrochenen Tafeln der Landschaft fest

In den unsicheren Händen, die Inschrift

Ist unleserlich, das alte Gesetz

Ist bekannt: Es ist unser Sündenregister.

© Michael Kleeberg